

Referat

DSW Wohnheimtagung, Aachen, 5. Mai 2010

Thema:

Entwicklung studentischer Werte und Bedürfnisse

Untersuchungen zu studentischen Generationen haben in der Soziologie eine gewisse Tradition. Oft bilden Haltungen und Beurteilungen, Werte und Einstellungen, oder auch Gefühlswelten und Vorstellungen die Grundlage, um die Studierenden als Gruppe zu beschreiben, wobei gerne versucht wird, sie mit einem plakativen Schlagwort zu belegen. So hat Schelsky in den 50iger Jahren die „skeptische Generation“ (1957) ausgerufen, und seither gab es wechselnde Etikettierungen wie z.B. in den 60iger Jahren die „Generation der Unbefangenen“ (Blücher 1966) sowie die „unruhige Generation“ (Wildenmann/Kaase 1968), oder in den 80er Jahren die „Null-Bock-Generation“, die „Generation X“, die „Fun-“ und „Erlebnisgesellschaft“. In den 90er Jahren folgte dann die „Generation Golf“ (Illies 2001), und im neuen Jahrtausend die „pragmatische Generation“ (Hurrelmann/Albert 2006).

Als Grundlage für die hier vorgestellten Befunde zur Entwicklung studentischer Werte dient der Studierendensurvey, eine bundesweite Langzeitstudie, die von der AG Hochschulforschung der Universität Konstanz seit den frühen 80er Jahren durchgeführt und vom BMBF gefördert wird. Das Themenspektrum ist breit gefächert, im Mittelpunkt stehen Fragen zu den Studienerfahrungen und zur Bewältigung des Studiums, aber auch Motive und Wertorientierung sowie berufliche Vorstellungen und gesellschaftspolitische Einstellungen werden erhoben.

Um zu Aussagen über Wertstrukturen von Studierenden zu gelangen, können Fragen zu den Studienmotiven, zu den Erwartungen an den Nutzen eines Studiums, sowie zur Wichtigkeit von Lebensbereichen und späteren Berufswerten herangezogen werden. Sie bieten ein Abbild der momentan vorherrschenden Wertorientierungen der Studierenden und ihr Vergleich mit vorangegangenen Erhebungen kann Entwicklungen und Wandel beschreiben.

Studierende bilden allerdings keine sehr einheitliche Gruppe, sondern sie unterscheiden sich untereinander sehr deutlich, z.B. nach ihrer zugehörigen Fächergruppe oder Fachkultur. Ein plakatives gesamtbeschreibendes Etikett darf daher auch nur als eher grobe Zusammenfassung verstanden werden.

Befunde

Die Aussagen der Studierenden zur Wichtigkeit von **Lebensbereichen** bieten erste Hinweise zu ihren Einstellungen und Orientierungen. So wird im Vergleich der verschiedenen Bereiche deutlich, dass der private Bereich für die Studierenden mit Abstand die größte Bedeutung besitzt. Über 80% ist der Partner, die eigene Familie, aber auch die Freunde und die Geselligkeit sehr wichtig. Knapp darunter rangiert die Herkunftsfamilie mit Eltern und Geschwistern (73%), dann folgt der Freizeitbereich (68%). Erst danach nimmt die Hochschule und das Studium eine besondere Bedeutung ein (für 62% sehr wichtig). Viel später kommen Beruf und Arbeit (42%), Natur

und Umwelt (39%), Kunst und Kulturelles (31%) oder Politik und öffentliches Leben (29%) in der Rangreihe der Wichtigkeiten vor.

Im Zeitvergleich fällt auf, dass die Herkunftsfamilie seit Anfang der 90er Jahre wichtiger geworden ist. Zugenommen hat auch die Bedeutung der Hochschule, die Studierenden identifizieren sich stärker mit ihrer Ausbildung und ihrem gewählten Lebensabschnitt. Abgenommen hat dagegen stark die Wichtigkeit von Natur und Umwelt, etwas die Bedeutung von Kultur und Politik. Der Blick für Bereiche außerhalb des eigenen Lebens verliert an Bedeutung, während das eigene Leben mehr in den Mittelpunkt rückt.

Die Gründe für die Studienfachwahl heben vorrangig ideelle **Motive** hervor. Hauptmotiv ist das spezielle Fachinteresse (73%) und die eigenen Begabung (60%). Dann folgen berufsbezogene Motive, wie die Vielfalt der beruflichen Möglichkeiten (49%) oder die Aussicht auf einen sicheren Arbeitsplatz (43%). Materielle Motive wie Einkommen (28%) oder Chance auf eine Führungsposition (20%) sind eher nachrangig. Allerdings treten hier deutliche Unterschiede zwischen den Hochschularten auf. An Fachhochschulen haben die berufsbezogenen und die materiellen Werte einen viel höheren Stellenwert. Das betrifft vor allen die beruflichen Möglichkeiten (64%), aber auch die Arbeitsplatzsicherheit (52%), das Einkommen (37%) und die Möglichkeit auf Führungspositionen (34%).

Im Zeitvergleich sind alle Motive wichtiger geworden, am stärksten jedoch die Arbeitsplatzsicherheit und das Einkommen.

Die Erwartungen an den **Nutzen eines Studiums** werden von beruflich-professionellen Haltungen angeführt. Später eine interessante Arbeit zu haben (76%) und mehr über das gewählte Fach zu erfahren (74%) sind die primären Erwartungen der Studierenden. Fast genauso groß ist die Erwartung an eine gute wissenschaftliche Ausbildung (67%). Dann folgen gleichermaßen autonome, materielle und Bildungserwartungen, so die Möglichkeit zur Entwicklung eigener Ideen (55%), ein gutes Einkommen zu sichern (53%) sowie eine allgemein gebildete Persönlichkeit zu werden (49%). Einen sozialen Nutzen des Studiums sehen etwas weniger Studierende, wie anderen zu helfen (36%) oder die Gesellschaft zu verbessern (39%), jedoch mehr als Erwartungen an einen sozialen Aufstieg hegen (30%).

An Fachhochschulen heben die Studierenden die materiellen Erwartungen etwas hervor, dagegen nehmen sie die sozialen etwas zurück. Auch in der Wissenschaftlichkeit sehen sie weniger Nutzen für sich.

Seit den 90er Jahren hat die Erwartung an die Wissenschaftlichkeit und die Allgemeinbildung zugelegt, ebenso die materiellen und sozialen Aspekte. Etwas zurückgenommen wurden die autonomen Erwartungen.

In den **Berufswerte** dominiert die Vereinbarkeit mit dem Privatleben und der Familie. Dieser Aspekt ist den Studierenden am wichtigsten in ihrem späteren Beruf (78%). Danach folgen Merkmale einer autonomen Aufgabenorientierung, wie immer neue Aufgaben zu haben (68%), eigene Ideen entwickeln zu können (63%) und selbständig Entscheidungen zu treffen (60%). Gleichbedeutend ist den Studierenden aber auch die Arbeitsplatzsicherheit (64%) oder mit Menschen zu arbeiten (60%). Danach folgen Merkmale einer sozialen Orientierung, wie Nützliches für die Allgemeinheit zu tun (51%) und anderen zu helfen (50%). Weniger Bedeutung haben hierbei materielle Merkmale wie eine hohes Einkommen (32%), Aufstiegschancen (31%) und Führungsansprüche (29%), ebenso wie eine wissenschaftliche Tätigkeit (29%) oder Un-

bekanntes zu erforschen (33%). Kaum geht es den Studierenden darum, später viel Freizeit zu haben (15%).

An Fachhochschulen ist vor allem die Karriere wichtiger, die Arbeitsplatzsicherheit (74%), sowie Einkommen (45%), Aufstieg (45%) und Führung (36%). Geringere Ansprüche haben die Studierenden am Helfen (43%) und dem Allgemeinwohl (37%). An Bedeutung gewonnen hat seit den 90er Jahren vor allem die Arbeitsplatzsicherheit, weniger stark die offensive Karriereorientierung und die Vereinbarkeit mit dem Privaten. Leicht abgenommen haben die autonomen Ansprüche im Beruf.

Im Vordergrund stehen bei den Studierenden also ideelle Motive, professionelle Erwartungen und autonome Aufgabenorientierung, bei gleichzeitiger Hervorhebung des privaten Bereichs und dessen Vereinbarkeit mit dem Beruf. Zugenommen haben Karriere- und Sicherheitsansprüche, Nützlichkeitserwartungen und die Bedeutung des eigenen (auch familiären) Lebens.

Dabei wird deutlich, dass die unterschiedlichen Orientierungen für die Studierenden keine Widersprüche darstellen. Eine materielle Ausrichtung geht oft mit einer genauso starken sozialen, autonomen oder Bildungsorientierung einher. Zwischen 40% und 75% der Studierenden stellen sowohl materielle als auch gleichzeitig andere Motive heraus. Reinen Materialisten sind dagegen selten, nur 5% der Studierenden geben an, dass nur materielle aber keine der anderen Motive für sie sehr wichtig seien.

Große Unterschiede treten allerdings zwischen den **Fächerguppen** auf. Materielle Motive und Erwartungen sowie eine Orientierung an Karriere sind besonders deutlich in den Wirtschaftswissenschaften festzustellen, wichtig sind sie auch in der Rechtswissenschaft. Wenig Bedeutung haben sie dagegen in den Kultur- und den Sozialwissenschaften. Letztere weisen dafür vor allem ideelle, soziale und Bildungsorientierungen auf. Die Medizin hebt sich durch den besonders starken Aspekt des Helfens und dem Gemeindienst ab, aber auch durch autonome und verantwortungsbezogene Orientierungen. Die Naturwissenschaften stellen vergleichsweise hohe Ansprüche an die wissenschaftliche Seite, während die Ingenieurwissenschaften allen Orientierungen eine ähnliche Gewichtung beimessen.

Weitere Befunde, die sich aus den Aussagen zur Studiensituation und den studentischen Orientierungen ergeben, festigen und fokussieren die bisher beobachteten Haltungen.

So hat die kritische Sicht auf den Wettbewerb nachgelassen, gleichzeitig aber auch die Unterstützung des Wettbewerbs und der Glaube an Leistungsprinzipien, Aufstiegschancen oder Gleichheitsgedanken. Für die Berufsaussichten sieht die Mehrheit Probleme voraus.

Die Kontakte bestätigen die stärkere Orientierung an das familiäre und Privatleben, aber auch an die studentische Gemeinschaft.

Schwierigkeiten bereiten den Studierenden Leistungsansprüche und Vorausplanung. Aber auch Studienfinanzierung, Stoffbewältigung und Zeitverzögerungen durch Auslandsaufenthalte. Prüfungs- und Zeitdruck sowie die große Stoffmenge führen zu Belastungen, teilweise auch die finanzielle Lage. Als Forderungen stehen neben Reformen, Wirtschaftskooperationen und Finanzierung vor allem die Überfüllungsproblematik und die praktische Ausbildung im Vordergrund.

Dennoch ist die Mehrheit der Studierenden mit ihrer Studentenrolle und der Fachwahl zufrieden. Abbruchgedanken hegen wenige. Den Studierenden ist ein gu-

ter (nicht aber ein rascher) Abschluss wichtiger geworden, wofür sie auch mehr arbeiten wollen, obwohl drei von vier Studierenden nebenbei erwerbstätig sind.

Der Focus liegt damit wieder auf einem Rückzug auf das eigene und private Leben und der Sicherung der späteren beruflichen Zukunft, mit klaren Forderungen an die Employability, bei gleichzeitig zurückgehenden Interesse, Kritik und Optimismus. Trotz mancherlei Überforderungen (auch durch Erwerbstätigkeit) sind die meisten aber mit ihrer Rolle als Student/in zufrieden.

Zusammenfassung und Bilanz

Die Studierenden zeigen eine hohe intrinsische Motivation, mit hohen Erwartungen an eine professionelle Ausbildung für eine autonome Aufgabenausrichtung, die beruflich gesichert und mit dem Privatleben vereinbar sein muss. Die zunehmende materielle und Karriereorientierung bildet dabei aber nicht einen puren Materialismus ab, denn nicht Macht und Reichtum sind die vorherrschenden Motive, sondern Sicherheit, beruflicher Erfolg und dessen notwendige und gerechtfertigte Gratifikation. Soziale Werte, wissenschaftliches Interesse und Verantwortung sind auch weiterhin wichtig, müssen aber entsprechend gratifiziert werden, damit das eigene und familiäre Leben gesichert ist. Ein sozialer Nutzen wird zwar häufiger von einer akademischen Ausbildung erwartet und erhofft, dessen Umsetzung im Beruf aber eher zurückgestellt.

Die gleichzeitig abnehmenden Erwartungen an die Chancengleichheit, den Leistungsgedanken und die Autonomie unterstreicht das zunehmende Unsicherheitsgefühl und das daraus resultierende Sicherheitsbedürfnis. Die äußere Welt rückt in den Hintergrund. Es geht mehr um ein sicheres Bestehen, weniger um große Erfolge, weshalb zuerst das eigene Vorankommen im Mittelpunkt steht, und vorerst keine Zeit für die Interessen der Welt bleiben. Die Studierenden stellen ihr Leben und ihre Möglichkeiten in den Mittelpunkt, weshalb auch die Ausbildung stärker in den Vordergrund tritt. Das führt gleichzeitig zu einer Intensivierung der Studierendenidentifikation und einer Stärkung der Studierendengemeinschaft, die Sicherheit bieten sollen, ebenso wie der Kreis der Familie und Freunde.

In einer sich für die Studierenden systemisch verändernden und gleichzeitig krisengeschüttelten Welt wird die Unsicherheit der eigenen Zukunft zunehmend greifbar. Ängsten muss entgegengetreten werden, Realität muss anerkannt werden, Ansprüche gesenkt und neue Prioritäten gesetzt werden. Eine gute Ausbildung soll berufliche, materielle und familiäre Sicherheit bieten, aber dennoch eine interessante Tätigkeit und gesellschaftlichen Nutzen ermöglichen, auch wenn deren Realisierung im Beruf weniger erwartet wird. Die Gewähr dafür soll ein guter Abschluss und praktisch-professionellen Qualifikationen leisten.

Wie lässt sich nun die heutige Studierendengeneration im Fokus dieser Aussagen kennzeichnen?

Trotz des zentralen Themas der Unsicherheit ist sie nicht als unsichere Generation zu benennen, dafür hat sie zu klare Vorstellungen. Uninteressiert kann man sie auch nicht nennen, denn sie haben klare Prioritäten und Erwartungen. Auch Individualisierungstendenzen sind trotz einem allgemeinen Rückzug nicht zu beobachten. Und ein

hedonistischer oder utilitaristischer Lebensstil passt als Interpretation ebenso wenig auf die abzubildende Szenerie. Eher bleibt der vorherrschende Pragmatismus des neuen Jahrtausends auch weiterhin erhalten, jedoch stärker überschattet von Unsicherheitsgefühlen, die sich in einem stärkeren Rückzug in das bekannte Leben ausdrücken und dem Sicherheitstreben eine zunehmende Priorität einräumen. Insofern ist die Studierendengeneration weiterhin eine pragmatische Generation, jedoch zunehmend stärker auf die Absicherung der eigenen unsicheren Zukunft ausgerichtet, sodass man die Studierenden vielleicht am ehesten als pragmatisch-defensiv beschreiben könnte.

Ihre Priorität liegt in der Ausbildung mit einer Präferenz auf Sicherheit, während die ideelle Ziele als Potentiale erhalten bleiben, deren mögliches Scheitern an der Realität aber akzeptiert wird.

Welche Aussagen lassen sich nun aufgrund der Befunden für das studentische Wohnen treffen?

Aufgrund der pragmatisch-defensiven Sichtweise der Studierenden sind folgende Bedürfnisse und Wünsche zu vermuten: Die Wohnung muss Rückzug bieten, einerseits für ungestörtes effizientes Arbeiten, andererseits als Basis für das eigene private Leben, wozu auch Partner, Familie und Freunde gehören. Sie muss daher Eigenständigkeit gewähren, genügend Platz bieten aber auch bezahlbar sein. Die Nähe zur Hochschule und anderen Studierenden dürfte willkommen sein.

Eine Wohnung ist für die Studierenden mehr als eine reine Schlafmöglichkeit, wobei aber kein Luxus angestrebt wird, sondern ein zum Lebensabschnitt und den Möglichkeiten passendes Domizil. Es muss bezahlbar aber auch akzeptabel sein, wobei die Realisierung der Ansprüche dennoch einen gewissen Preis haben darf. Die zunehmenden Gratifikationserwartungen deuten eher auf eine Hebung des Standards hin, die Erwerbslast und die finanziellen Sorgen dagegen eher auf einen kostengünstigen Blick.

Zu erwarten wäre wohl am ehesten ein Trend zur kleinen Wohngemeinschaft oder eigener Wohnung allein oder mit Partner, die aber nicht völlig isoliert ist. Weshalb auch campusnahe Wohnangebote wieder zunehmend erwünscht sein könnten.

Wollen Wohnheimanlagen diesen Bedürfnissen des Klientel entsprechen, sind wahrscheinlich die vorrangigen Ansatzpunkte die zu gewährende Eigenständigkeit und die Wohnungsgröße. Problematisch könnten sich dabei zeitliche Beschränkungen erweisen.

Allerdings sind Folgerungen für zukünftige Wohnungsbauplanungen allein auf der Grundlage der momentanen allgemeinen Wertstrukturen von Studierenden natürlich unsicher und wenig ratsam. Ich persönlich würde auf dieser Basis keinen definitiven Ratschlag geben wollen, auch wenn sich deutliche Grundhaltungen ableiten lassen. Besser eignen sich hier eigenständige Erhebungen zu den Wünschen und Vorstellungen der Studierenden oder kommender Generationen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit